

Neue Zürcher Zeitung

Der Letzte seiner Art

Im Jahre 1955 reiste der Schweizer Robert Crottet nach Sevettijärvi nördlich des Inarisees in Lappland - und wurde von den Skoltsamen als Heimgekehrter empfangen. Er war dabei gewesen, als das Volk der wenigen Hundert während des Krieges aus seiner Heimat

10.07.2004

Im Jahre 1955 reiste der Schweizer Robert Crottet nach Sevettijärvi nördlich des Inarisees in Lappland - und wurde von den Skoltsamen als Heimgekehrter empfangen. Er war dabei gewesen, als das Volk der wenigen Hundert während des Krieges aus seiner Heimat in Petsamo am Eismeer ins nördlichste Finnland evakuiert worden war. Er wusste, dass ihre schnalzende, melodiose Sprache, ihr orthodoxer Glaube, ihre Herrschaftsform - im Dorf regierte der König Jaakko Sverdloff -, vor allem aber ihre selbstgenügsame, natürliche Lebensart die Koltta von anderen Samen und den Finnen scheiden. Im Journal, das er darüber schrieb - später unter dem Titel «Am Rande der Tundra» erschienen -, beschwor Crottet das «gelobte Land» der Koltta. Und verweigerte sich der Gewissheit, dass der Fortschritt auch vor diesem Paradies nicht Halt machen würde.

Fast fünfzig Jahre sind seither vergangen. Hinter den Wassern des Inari, im Herzen des Waldes, auf dem scheinbar entlegensten Hof dieser Welt lebt noch ein Mann das Leben seiner Vorväter. Pekka Tervaniemi, der Rentiermann von Tsumu. Ist er der Letzte seiner Art - der letzte Koltta?

*

Tsurnu I. Als wir uns durch den Bretterverschlag gewunden haben, kommt uns der Kettenhund so nah, dass sein übel riechender Geifer in die Nase sticht, er knurrt und bellt, springt an uns hoch mit eingezogenen Lefzen und geblecktem Gebiss. «Peto», flucht sein Herr, «du Bestie!» Und der dickfellige, blutrünstige Spitz lässt ab, ohne zuzuschnappen. An einem Maschendraht hängen ausgenommene Leiber von Hechten und braunes Fleisch, die herausgerissenen Gurgeln von Rentieren, Fliegen daran. Es riecht süsslich nach Verwesung. Die unablässig scheinende Sonne hat uns jegliches Zeitgefühl verlieren lassen, es ist Abend, Nacht, vielleicht Morgen. Pekka holt Schlüssel aus seinem zerschlissenen Rucksack, der Hund in unserem Rücken springt heiser krächzend in seine Ketten, Bremsen so gross wie Bohnen setzen sich auf unsere nackten Unterarme. Ich zähle elf Schuppen, Ställe, Verschläge rings um die Kate in der Mitte, das Wohnhaus. Durch eine finstere Flucht hinein streifen wir vorbei an Fellen, Pelzen, Jacken - noch ein Türschloss - in die Stube, den einzigen Wohnraum. An der Wand Zeitungsausschnitte, blasse Fotografien vom Hausherrn als Kind, von ihm und seiner Magd; ein stählernes Öfchen steht da, ein Tisch, nur ein Stuhl, ein verlängertes Bett. Hausrat, eine Nähmaschine, über dem Herd ein Rad aus hartem Brot, Kübel, Blechnäpfe, Zinnbüchsen und Kaffeedosen wie herübergerettet aus versunkenen Zeiten. Er bittet uns, auf dem Bett Platz zu nehmen, eilt zurück ins Freie, um aus einem tiefen Lehmloch klirrend kaltes Wasser zu schöpfen, setzt Kaffee auf.

Mein Blick fällt auf zwei mechanische Wecker auf der Kredenz, es ist bald Mitternacht. Mehr als vierundzwanzig

Stunden sind vergangen, seit wir der letzten menschlichen Ansiedlung, dem Dörfchen Nellim hoch im Norden an der finnisch-russischen Grenze, den Rücken gekehrt hatten und in Pekkas Boot gestiegen waren, einen offenen Nachen, der selbst auf spiegelglatter See bei jeder brüsken Bewegung Wasser nahm. Darin wollten wir den Inarisee durchqueren, ein Binnenmeer, doppelt so gross wie der Bodensee, von 3000 Inseln zerklüftet. Fünfzig, gar sechzig Kilometer zu Wasser lagen vor uns. Doch nach drei Stunden hatte der Wind aufgefrischt, und hoher Seegang zwang uns, eine felsige Insel anzulaufen. Wir blieben die Nacht über auf diesem menschenleeren Eiland gestrandet, auf der Teer-Insel, ohne Unterstand, ohne Zelt. Pekka war gelassen, er sammelte Feuerholz, brühte Kaffee, stach sich später ein Bett von Moos und Flechten aus dem Boden, legte sich im Windschatten hinter einen Stein. - Was, wenn der Wind nicht nachliess, und unsere Vorräte zur Neige gingen? Stumm, mit sanftem Lächeln hatte Pekka meine Frage beantwortet, indem er an die Wipfel einer jungen Kiefer griff und die Hand zum Mund führte.

Am Morgen war der See ruhig. Wir konnten weiter. Eine, zwei, viele Stunden auf dem Wasser. Monoton sang der Aussenbordmotor. Draussen, wo der Inari so weit wird, dass man seine Ufer nicht mehr erkennt, schienen das Boot und alles rundum endgültig stehen geblieben, eingeschlafen zu sein. Der See ganz still, auch wir nickten ein, auch Pekka. Nach fünf Stunden Fahrt endlich eine Bucht. Wir legten an. Gingen zu Fuss weiter. Marschierten leicht bergauf dem Raunen eines Flusses entlang. Eine halbe Stunde durch den Wald, wortlos. An das Ufer eines weiteren Sees, des Pitkäjärvi. Bestiegen ein ältliches, noch schmaleres Boot. Stundenlang ging die Fahrt seeaufwärts bis zur Mündung eines Bachs. Stromschnellen. Wieder Fussmarsch, schwer beladen. Ein

schmäler Pfad führte durch lichten Kiefernwald, auf morschen Planken über ein Moor. Mir schwand der Glaube an ein Ziel. Doch da - ein Zaun, ein Gehege, Hundegebell. Die graue Silhouette eines, vieler Gebäude, ein Bretterverschlag . .

.

Der Kaffee kocht über. Da sind wir also. In Tsumu. Auf dem Hof von Pekka Tervaniemi, mitten in dieser Wildnis aus Marschland, Sumpfseen und schütterem, endlosem Wald. Was das Land und der See hergeben, nur davon haben die Skoltsamen über die Jahrtausende gelebt, genügsam, kundig, im Einklang mit dieser menschenlosen Welt. So lebt Pekka noch heute. Er schenkt mir Kaffee ein. «Zucker?», fragt er mich. Ich hole Atem, forme unbeholfen einen finnischen Satz oder stelle einfach nur fest, um irgendwo zu beginnen, beiläufig: «Ja, Zucker. Schön, und - du bist also ein Koltta!?»

Da sieht er mich an, wendet mir dieses alerte Jungengesicht zu, schmalwangig, lächelnd; er ist unrasiert, sein Oberkiefer zahnlos, trotzdem sieht er nicht aus wie ein Siebzيجähriger, sondern bübischer, verschmitzt, fast hübsch.

«Nein», sagt er. Jaakko Gauriloff in Rovaniemi erzählt: Ich bin ein Koltta, bin Sänger. Ich singe die traurigen Lieder der Koltta. Die Mutter haben sie mir geraubt, da war ich noch ein Kind. Ein rasend eifersüchtiger Same vom Eismeer ist über sie hergefallen, am Ufer des Sevettijärvi. Er stach ihr ein Messer in den Rücken, und sie sank in ihr Boot, und der Säugling in ihren Armen, mein jüngerster Bruder, schrie und schrie. Sie starb, und ihr Mörder hat sich an einem Baum erhängt. Meine Grossmutter Kaissa hat uns neun Geschwister dann aufgezogen. Und ich bin eines ihrer wehmütigen, langen Lieder. Du magst sie kennen: Der Schweizer Robert Crottet

war ihr Ziehsohn, er schrieb ihr und uns Koltta ein Buch. Du wirst es lesen und dir einen Reim auf mein Leben machen.

Die Heimat haben sie mir geraubt - dort drüben auf der Karte, im graubraunen Nichts, das heute Russland ist -, eine Heimat, die ich niemals sah, niemals sehen werde. Denn als ich auf die Welt kam, 1940, da hatten sie schon Krieg geführt um diesen Streifen Land hinauf nach Petsamo und um den Nickel im Boden. Und sie haben es nochmals getan, mit 200 000 Deutschen im Land, und sie haben verloren, die Finnen. Und uns haben sie evakuiert und fortgerissen von unseren Wäldern und Flüssen, aus Petsamo und Suonikylä, umgesiedelt haben sie uns siebenhundert Skoltsamen - waren wir überhaupt so viele? - nach Sevettijärvi, nach Nellim. So weit wie möglich an den Rand ihres Landes. Die Finnen. Sie sind der weisse Mann, und wir Samen sind die Indianer, so kannst du dir das vorstellen. Wir lebten hier Jahrtausende, in ganz Finnland und halb Schweden. Doch wir haben das Land nie besessen, nein, wir waren eins mit ihm. Dann kamen sie, und brachten: den Krieg. Den Steuervogt. Epidemien und Seuchen, von Masern bis zum schwarzen Tod. Die Natur ist versaut, in den Vögeln und Fischen ist Blei. Wir zogen uns zurück. Doch am verheerendsten war die Zeit nach dem Krieg. Die dunkle Zeit. Da wollten sie uns Koltta die Sprache rauben, uns «finnisieren». In der Schule war es verboten, miteinander skoltsamisch zu sprechen, sie sandten uns Lehrer, Beamte, Ärzte, Kaufleute, lauter Finnen. Wir Jungen fühlten uns plötzlich wie tumbe Waldmenschen. Und so gingen wir alle fort. Alle. Von meinen Brüdern und Schwestern lebt keiner mehr in Nellim. Das Haus meiner Ahnen steht leer. Acht, zehn Kinder hat heutzutage auch niemand mehr - ausser den Schwarzen. In fünfhundert Jahren ist hier alles voll mit Schwarzen, habe ich gehört. Das mag wohl sein. Weshalb ich

so rede, wo ich doch selbst ein Vertriebener bin? Glaub mir, ich weiss es nicht.

Bin ich verbittert? Sieh dich doch um! Aus einem bleich getünchten Stiegenhaus steigst du herein in meine enge Welt aus Zimmer, Küche, Kabinett. Seit dreissig Jahren lebe ich hier, in diesem anonymen, tristen Hochhaus in Rovaniemi. Ich - aufgewachsen am Eis, am Wasser, unter dem Nordlicht, am offenen Feuer, die Augen liefen mir über vor Leben. Das alles ist fort - und es fehlt mir gar nicht mehr. Meine Frau, meine einzige Tochter, meine Nachbarn, meine Kollegen - alles Finnen. Was ich dann bin? Ein Koltta natürlich, ein Künstler, und ich singe Lieder in einer Sprache, die gerade noch fünfhundert Menschen verstehen. Ich spiele dir meine Lieder vor, von den Schwingen des Adlers und dem weissen Rentier, das sich in eine Jungfrau verwandelt, und von der gütigen Wildnis und dem wahrhaftigen, einfachen Leben von uns Koltta. Ich singe von meiner Grossmutter Kaissa, nach der ich mich so wahnsinnig sehne. Singen ist mir wie reden. Ich rauche viel, die Kippe in meiner Hand versengt mein dichtes, eitles Haar - ich merke so was nicht einmal, wenn ich singe und rede. Meine Frau Muisto? Die hat eine richtige Arbeit, in einem Kindertagesheim um die Ecke. Sie verdient Geld. Wenn sie nach Hause kommt, kannst du sie gerne fragen, ob sie einst in Nellim wird leben wollen, im Land meiner Kindheit - sie wird nur lachen. Die Koltta saufen, wird sie sagen, die Sänger saufen, und dann bringen sie sich um, es gibt dort keine Arbeit. Und später wird sie mich ansehen und sagen: «Als wir uns kennen lernten, da war Jaakko so ein stürmischer, ein unbeschreiblich freier Mann. So frei, wie nur die Koltta waren. Frei geboren.» Muisto. Ihr Name heisst, in eure Sprache übersetzt: «Erinnerung».

Tsurnu II. Pekka Tervaniemi wurde 1933 geboren, als zweites von drei Kindern. Weder sein Bruder noch seine Schwester haben das Kleinkindalter überlebt. Der Vater Frans Artturi war Finne, die Mutter Elli Marija eine tunturilappalainen oder Bergsame, wie die meisten der heute rund sechstausend Samen zählenden Minderheit im finnischen Teil Lapplands. Sie lebten im Land der Skoltsamen, zwischen Kaskama und dem Paatsjoki-Fluss, und auch ihr Land ging im Winterkrieg an die Sowjetunion verloren, auch sie wurden nach Mittelfinnland evakuiert. Auch sie kamen zurück. Aber während der Staat nach langem Zögern und mit internationaler Hilfe (nicht zuletzt auf Initiative von Robert Crottet) in den fünfziger Jahren Häuser für die Skoltsamen errichten liess, ihnen besondere Rechte an staatlichen Gewässern und Forst einräumte, «blieben wir uns selbst überlassen», sagt Pekka. 1944 zog seine Familie nach Tsurnu. Dort stand das Winterhaus seiner Same-Grosseltern: Die eisige Zeit, in der fünfzig Tage lang die Sonne nicht aufgeht und das Thermometer auf minus fünfzig Grad fällt, hatten jene hier verbracht, um jeden Sommer wieder mit ihren Rentierherden über die Hochebenen zu wandern, bis ans Eismeer. Nun aber lag der Hof abgeschnitten, nahe einer neuen Staatsgrenze. Zu nahe: Tage, vielleicht nur Stunden vor ihrer Ankunft hatte ein sowjetischer Vortrupp das Gehöft überfallen, einen von Pekkas Onkeln verschleppt, das Haupthaus in Schutt und Asche gelegt - «auf der Glut hätte man noch Kaffee kochen können», sagt Pekka. Und hat das vermutlich auch getan. Dann seine Schulzeit in Nellim, mehrere Tagesmärsche entfernt. Pekka wohnte in einem Schulheim, wurde zweimal im Jahr von seinem Vater nach Hause geholt: An Weihnachten im Rentierschlitten, zu den Sommerferien im Ruderboot. Nach drei Jahren kehrte er nach Tsurnu heim, um diesen verlorenen Ort in den Wäldern nie mehr zu verlassen. «Es gab noch eine Berufsschule, aber ich

ging nicht hin.» Was er können wollte, lernte er selber, zu Hause. An allen Maschinen und Motoren hier am Hof hat er gebastelt, und wenn sie nachher besser liefen als vorher, sagt er, «dann war ich glücklich».

Der Vater Frans Artturi war noch nicht alt - «jünger, als ich es heute bin» -, als er im Herbst des Jahres 1958 schwer verunglückte: Bei der Rentierscheidung, wenn alle Hirten aus weitem Umkreis ihre Tiere in einen Corral zusammentreiben, mit Lassos einfangen, markieren, schlachten, da quetschte es ihm den Brustkorb. Er brach sich viele Rippen, starb noch im gleichen Jahr. Die Mutter Elli Marija wurde krank, «über zehn Jahre war sie krank, bettlägerig, hier draussen». Der Sohn schaffte Medizin herbei auf langen Wegen, und die Magd Inka blieb am Bett der Mutter. Bis ins Jahr 1969. «Willst du gehen, dann geh. Wenn du bleiben willst, bleib», sagte Elli Marija Tervaniemi zu ihrer Magd. Dann starb sie. Und Inka blieb. Weitere zweiunddreissig Jahre lang. Für Kost und Logis. An Pekkas Seite. Vor zwei Wintern hat er sie ins Altersheim nach Ivalo bringen müssen; sie war da fünfundneunzig Jahre alt und konnte nicht mehr gehen. Wenn wir zurückfahren, wird Pekka ihren Rollstuhl in den sonnigen Hof des Altenheims schieben. Er wird ihr getrockneten, salzigen Fisch bringen und sie füttern, und er weiss, was sie ihm zuflüstern wird: «Nimm mich wieder mit hinaus. Bring mich heim.»

Jekaterina Manuelowna Jefremoff in Nellim sagt: Ich bin eine Koltta. Nenn mich Katri. Ich bin Lehrerin, ich habe den Kindern Koltta-Sprache beigebracht. Komm, wir fahren weg aus meinem sandbraunen, flachen Haus, fort aus Nellim. Ich lebe seit zwanzig Jahren hier und habe es doch nie gemocht. Komm mit in meine alte, kleine Kate am Ufer des Sarmijärvi. Tritt ein und atme - wie feucht es ist, wie kühl. Schau dir die

Ikonen über dem Fenster an, schmökere in meinen Büchern, mach Feuer, setz dich. Du kannst gern bleiben über Nacht. Die Sauna ist noch warm. Und schenk mir nach von eurem Schnaps: Ein guter Whisky, mild und rund. Ach, unterschätzt mich nicht, weil ich in euren Augen eine alte Dame bin. Sprich ruhig Schwedisch, das verstehe ich, und Finnisch, Koltta, Russisch. Frag nur, wie es damals war.

Angst? Ich schloss die Augen, und dann weinte ich und rannte. Wie Mädchen rennen, geradeaus. Die alte Hängebrücke schwankte. Sie trennte unser Dorf vom Kloster, in Petsamo, am Eismeer, wo ich geboren bin und getauft wurde, als russisch-orthodoxe Christin, im Jahre 1932. Der heilige Trifon ist unser Schutzpatron, ein Mönch, der 1532 Gott nach Petsamo gebracht hat. An was wir Koltta vorher glaubten? An irgendetwas garantiert, wir Koltta lebten schon so lange dort - Jahrtausende. Drei? Oder fünf? Sieh her, das Meer bei Petsamo war immer eisfrei, der Golfstrom endet dort.

Im Kloster gab es ein Geschäft und Bäcker und die Schule, wo uns die Mönche unterwiesen, in Russisch und Rechnen. Das Dorf war recht gross mit sechs Familien, die Koltta leben gern verstreut. Im Sommer fuhr mein Vater aufs Meer und fischte Lachs und Dorsch. Im Herbst gingen wir Beeren sammeln und Pilze. Wenn der erste Schnee fiel, schied man die Rentiere. Im Winter, in der langen Nacht? Wir trafen uns in einem Haus, wir Kinder sassen auf dem Boden, und die alten Koltta erzählten Geschichten. Von Liebe und Eifersucht und vom Tod. Sie sprachen über alles. Die Welt war viele Dörfer gross in diesen Nächten. Wir wussten nichts von andern Ländern, nichts vom Krieg - für ihn gab es in der Koltta-Sprache gar kein Wort. Bis er dann kam. Man nahm uns fort. Die Schafe

mussten bleiben, und das Ren. Nur was man tragen konnte, durfte man behalten. Die Eltern konnten mich nicht tragen. Ich war zehn. Sie schickten mich nach Schweden, ein «Kriegskind» war ich. Wie Zehntausende, und viele blieben dort. Ich kam zurück, zur Grossmutter. Bewohnte einen deutschen Bunker in Ivalo. Die Mutter und der Vater waren tot.

Elend? Ja, habe ich gesehen. Das war mir doch nicht Grund genug, dass man dann keine Kinder macht! Wir bekamen dieses Häuschen hier vom Staat, und ich wurde dann zwei. So sagen es die Samen, wenn man ein Kind gebärt. Und noch eins gebar ich. Und noch fünf. In diesem Haus, was hat es, 25 Meter im Quadrat? Da waren wir zu neunt und lebten dreissig Jahre hier, und schön war diese Zeit, so schön. Die Kinder gingen alle in die Schule - zu einer Zeit, als man ihnen den Mund verbot. Koltta-Sprache war verpönt. So lernten sie halt Finnisch. Doch wer die Muttersprache nicht mehr spricht, dem verkümmern bald die Wurzeln. Sie sind heute ins Land versprengt, nach überall. Nur Kauko wohnt noch hier, mein Erstgeborener. Er steht vor seinem Haus, ja, gleich dort drüben. Er redet über Hunde, und die Jagd. Er ist recht scheu. Und abends merke ich ihm oft den Schnapsrausch an. Dann starrt er lang zu Boden, die Augen trüb, und fixiert die alten Ketten von den Motorschlitten, die wie ein Teppich vor dem Eingang liegen. Ich weiss, die Männer leiden mehr darunter. Verloren mit der Arbeit ihren Stolz, seit unsere Art zu leben nichts mehr zählt. Sie bleiben doch auf ihrem Land, wie festgebunden, graben sich ein. Und trinken. Wir Frauen? Es gibt immer was zu tun.

Wem ich mich näher fühle, Finnen oder Russen? Naja, die Finnen sind es nicht. Was liessen sie uns Koltta denn? Und

doch - am Ende gab man uns die Sprache wieder. Ich durfte unterrichten, zwölf Jahre lang. Ich lehrte Koltta-Kinder, wie man schreibt und liest. Sieh her, dies Buch zum Beispiel, verfasst in Koltta: «Sie waren . . . Sie waren . . . eine Legende . . . im Winter gingen . . . » Oh, das ist schwer. So viele tausend Jahre haben wir koltta geredet, gesungen und gedacht - geschrieben gibt es unsere Sprache erst seit dreissig Jahren. Ich sag dir was: Ich bin die Lehrerin gewesen, aber ich kann und mag es nicht mehr lesen. Tturnu III. Pekka hatte uns zum Frühstück Kaffee serviert und Haferschleim mit Zucker und Butter. Er hatte sich mit einer Spraydose Insektizid in seiner Kammer zu schaffen gemacht, ehe er auf den Hof trat und seinem Hund - Peto, finnisch für «Bestie», das ist tatsächlich der Name des Tieres - mit demselben Vertilgungsmittel zu Leibe rückte. Er nässte das rote Fell mit dem Gift, bis der Spitz jaulte und winselte und später stundenlang verschwunden blieb. Dann kam Pekka zurück ins Haus. Doch seine Züge waren ungewöhnlich ernst. Se vasa on poissa!, «Das Rentierkalb ist fort», sagte er kurz. Das hiess: Die Fleischration für einen halben Wintermonat war weg. Verloren?

Die selbst gedrehte Zigarette glomm an Pekkas Unterlippe, als wir den Hof abschritten auf der Suche nach dem Kalb. Wir suchten unter den grau verwitterten Lagerschuppen, wo Rentierfelle aufgespannt sind, von Frost und Sonnenlicht gegerbt. Und ein noch ungebrauchtes Paar Pelzschuhe, mit Sehnen vernäht, die mit Heu ausgepolstert und barfuss zu tragen sind und vor der grössten Kälte schützen. Wir umwanderten die Überbleibsel von einem halben Dutzend Schneemobilen, wir schlichen hinter Heuschober, in denen Pekka Schachtelhalme, Seegrass trocknen lässt, das er im Sommer unter Wasser geschnitten hat, mit zweischneidigen Sensen. Gras, das er im Winter an seine Rentiere verfüttern

wird, die sich dann dutzendweise hier am Hof einfinden. Aus Weiden- und Birkenzweigen geflochtene Stricke hängen da. Und Salzfleisch, und ein Fischleib, ein grosser Hecht. Ein langer Stab, mit Netzen daran, zum Fischen auf den zugefrorenen Seen, zum Fischen unterm Eis. Und die Schwingen eines Auerhahns, Jagdbeute aus dem letzten Herbst - für Pekka nun ein Handbesen. Ich suchte beim Wasserloch, von dem sich eine Schneckenspur Morast quer über den Hof hinzieht, zum eingezäunten Garten, in dem Kartoffeln austreiben. «Mehr als genug für diesen Winter», sagte Pekka. Und nahe der halb eingestürzten Rauchsauna bekam ich Brechreiz vom Geruch verdorbener Schinken, die dort abhingen: Hundefutter, das Pekka mit der Hacke teilt, die Maden abschlägt, ehe Peto es ausgehungert verschlingt. Wir irrten durch ein Waldgehege, über Preisel- und Heidelbeergesträuch auf ein kleines Moor, wo Moltebeeren blühten. Zu Suppen verkocht, hatten die Samen all diese Beeren seit ewigen Zeiten als Vitaminquelle gekannt, so dass niemand an Skorbut erkrankte. Ich sah die Kiefer oder Föhre, von deren Astloch Pekka Harz gewinnt, als Medizin für kleine Verletzungen. Auch abgezogene Birkenhaut, deren seidige Innenschicht den Schmutz und Eiter aus grösseren Wunden zieht. Und eine bis auf Mannshöhe abgeschälte, nackte Kiefer - womöglich hatte Inka in einem dieser harten, langen Winter die weiche Unterhaut der Rinde zu Mehl zerrieben. Die Kolttasamen buken nämlich Brot aus Bäumen. Dort bei der Kiefer gaben wir die Suche endlich auf. «Ein Fuchs, ein gottverdammter Fuchs», murmelte Pekka auf dem Weg zurück zum Haus, «oder vielleicht ein Adler. Kein Bär - der hätte alles umgebracht. Genauso wie die Wölfe.»

Es ist nun Zeit zu gehen. «Was, wenn dir hier draussen etwas passiert?» Das frage ich ihn noch, als er schon seinen rissigen Rucksack packt und die Türen sorgfältig abschliesst. «So

dringend brauchen wir hier nie einen Arzt», gibt Pekka zurück, zum Krankwerden bleibe auch keine Zeit. Ein Zaunpfahl ist morsch, das Heu noch nicht gemäht. Mehr Fisch zum Einsalzen, Trocknen gilt es zu fangen. Und die Kartoffeln müssen ausgegraben werden, die Vorräte von Salz, Zucker, Mehl noch vor dem Winter aufgestockt. Und der Schnaps wird knapp - wenngleich die paar kleinen Flaschen, auf die mit wirrer Handschrift «100 Prozent» gekritzelt steht, noch gut einen Monat vorhalten dürften. Tabak kaufen. Beeren sammeln. Pilze. Und die Rentierscheidung, na gut, dann könne er den Motorschlitten wohl schon wieder aus dem Schuppen holen . . .

Wir sind gegangen, obwohl wir noch lange hätten bleiben dürfen. Willkommen geheissen wie jedermann in Tsumu, auf Pekka Tervaniemi's Hof, dem Gut des letzten Koltta, der er gar nicht ist. Und doch: Ein Same sein - das ist nicht nur das Blut der Eltern. Wer wie die Samen lebte, durfte sich einst zu ihnen rechnen. Zumindest unmöglich war das nicht.

Auf seinem Boot am Inari schläft Pekka Tervaniemi ein. Da sitzt er, schlummernd, seine beiden Hemden übereinander, mit Wollmütze und Ohrenschützern, die Schwimmweste umgeschnallt, und der Zigarettenstummel, der an seiner Unterlippe hängt, ist ausgegangen. Es ist wie damals, vor über vierzig Jahren, als er mit einem Freund am Paatsjoki zum Fischen war, am Seeabfluss des Inari. Die Sowjets hatten zu jener Zeit einen Staudamm fertiggestellt, am selben Fluss, doch etliche Kilometer weiter östlich. Das wusste Pekka nicht, und nicht sein Freund. Die beiden fischten, tranken, schliefen ein. Das Boot trieb langsam. Die beiden schliefen tief und fest. Dann streifte etwas über das Verdeck. Und wieder. Und schlug ihm endlich ins Gesicht. Ein Fichtenzweig. Die beiden

Fischer wachten auf. Es war kein See mehr rund ums Boot, und auch kein Fluss. Doch auch kein Wald. Nein, es war alles zusammen und zur gleichen Zeit. Es war kein Traum mehr, er war wach: Die Sonne blitzte durch die Zweige, sie trieben mit dem Boot durch einen Wald, der viele Meter unter Wasser stand. Es war ein schöner Anblick, friedlich, ruhig. - Pekka weiss seither, dass nichts unmöglich ist.

Copyright © Neue Zürcher Zeitung AG. Alle Rechte vorbehalten. Eine Weiterverarbeitung, Wiederveröffentlichung oder dauerhafte Speicherung zu gewerblichen oder anderen Zwecken ohne vorherige ausdrückliche Erlaubnis von Neue Zürcher Zeitung ist nicht gestattet.